

grade interessierte. »Aber Ihrer scheint noch ziemlich weit unten zu sein.«

»Sie haben in Ihrer Karriere das Schönste noch vor sich«, vermutete der Dicke, der Wuschels Gedanken aufgriff und freundlicher formulierte.

»Nee, Jungs! Wenn ihr besser aufgepaßt hättet, dann hättet ihr selbst bemerkt, daß bei den Offizieren der Leutnant weit *unterm* Major ist, obwohl dann, bei den Generälen, der Generalleutnant überm Generalmajor steht.«

»Wie ist denn das möglich?« fragte Mario ungläubig.

»Die Letzten werden die Ersten sein«, sagte Brille.

»Das steht ...« Er sprach nicht weiter, weil ihn Micha wieder in die Seite haute.

»Nächste Woche werde ich Unterleutnant, und dann wird hier durchgegriffen«, sagte der ABV entschlossen. »Wenn einer von euch einen Reisepaß einer BRD-Bürgerin findet, ist der bei mir abzugeben. Verstanden?«

»Wie heißt sie denn, die BRD-Bürgerin?« fragte Brille, der es wieder ganz genau wissen wollte.

»Ihr habt natürlich jeden Reisepaß, den ihr findet, bei mir abzugeben. Aber der Paß, der verloren wurde, gehört einer Helene Rumpel. – Wie heißt die BRD-Bürgerin?«

»Helene Rumpel«, antwortete Mario. Mario hatte die längsten Haare und galt deshalb als der Aufässigste. Wenn Mario dem ABV brave Antworten gab, dann konnte der ABV das Gefühl haben, daß er sich auf dem Platz durchgesetzt hatte.

»Genau, Rumpel, Helene«, wiederholte der ABV, und die Jungs nickten. Dann wollte der ABV gehen, aber nach drei Schritten fiel ihm noch was ein, und er kam zurück.

»Und was war das vorhin für ein Lied?« fragte er lauermüde, suchte die Start-Taste des Recorders und *Moscow, Moscow* begann von neuem. Micha rutschte das Herz in die Hose. Der verbotenste der verbotenen Songs! Der ABV hörte zu und nickte schließlich mit Kennermiene.

»Wessen Tonträger?« fragte der ABV. »Na? Wem seine Kassette ist das?«

»Eigentlich ist das meine«, sagte Micha.

»Aha! Die nehm ich mal mit. Ich leg nämlich selbst auch ganz gerne auf, im Kreise der Kollegen.« Micha schloß vor Entsetzen die Augen, als er sich *das* vorstellte. Er hörte nur noch, wie der ABV im Gehen munter rief: »Na, Jungs, so ein Hobby hättet ihr mir bestimmt nicht zugetraut, oder?«

Nach einer Woche war der ABV nicht vom Obermeister zum Unterleutnant befördert, sondern zum Meister degradiert worden. Und er begann, Micha zu schikanieren, indem er sich von ihm immer den Personalausweis zeigen ließ. Wann immer Micha ihm über den Weg lief, hieß es: »Guten Tag, Meister Horkefeld, Fahndungskontrolle. Ihren Personalausweis bitte.«

Die ersten Male nahm Micha das Wort *Fahndungskontrolle* sehr ernst und vermutete, daß *Moscow, Moscow*-Hörer früher oder später auf die Fahndungslisten kommen. Später reimte er sich

Glück passierte das in fast allen Haushalten, und als Micha begann, sein Leben auf die Straße auszu dehnen, weil er es in der engen Wohnung nicht mehr aushielt, traf er genügend andere, denen es im Grunde so ging wie ihm. Und weil fast überall am kürzeren Ende der Sonnenallee fast dasselbe passierte, fühlte sich Micha als Teil eines Potentials. Wenn seine Freunde meinten »Wir sind eine Clique«, sagte Micha »Wir sind ein Potential«. Was er damit meinte, wußte er selbst nicht genau, aber er fühlte, daß es was zu bedeuten hatte, wenn alle aus der gleichen Q3a-Enge kamen, sich jeden Tag trafen, in den gleichen Klamotten zeigten, dieselbe Musik hörten, dieselbe Sehnsucht spürten und sich mit jedem Tag deutlicher erstarcken fühlten – um, wenn sie endlich erwachsen sind, alles, alles anders zu machen. Micha hielt es sogar für ein hoffnungsvolles Zeichen, daß alle dasselbe Mädchen liebten.

Die Verdonnerten

Sie trafen sich immer auf einem verwaisten Spielplatz – die Kinder, die auf diesem Spielplatz spielen sollten, waren sie selbst gewesen, aber nach ihnen kamen keine Kinder mehr. Weil kein Fünfzehnjähriger der Welt sagen kann, daß er auf den Spielplatz geht, nannten sie es »am Platz rumhängen«, was viel subversiver klang. Dann hörten sie Musik, am liebsten das, was verboten war. Meistens war es Micha, der neue Songs mitbrachte – kaum hatte er sie im SFBeat aufgenommen, spielte er sie am Platz. Allerdings waren sie da noch zu neu, um schon bewertet, wenn es hieß, daß er verboten war. *Hiroshima* war verboten, ebenso wie *Je t'aime* oder die Rolling Stones, die von vorne bis hinten verboten waren. Am verbotensten von allem war *Moscow*, *Moscow* von »Wonderland«. Keiner wußte, wer die Songs verbietet, und erst recht nicht, aus welchem Grund.

Moscow, *Moscow* wurde immer in einer Art autistischer Blues-Ekstase gehört – also in wiegenden Bewegungen und mit zusammengekniffenen Augen die Zähne in die Unterlippe gekrallt. Es ging darum, das ultimative Bluesfeeling zu ergründen und auch

nicht zu verbergen, wie weit man es darin schon gebracht hat. Außer der Musik und den eigenen Bewegungen gab es nichts, und so bemerkten die vom Platz es erst viel zu spät, daß der ABV plötzlich neben ihnen stand, und zwar in dem Moment, als Michas Freund Mario inbrünstig ausrief »O Mann, ist das verboten! Total verboten!« und der ABV den Recorder ausschaltete, um triumphierend zu fragen: »Was ist verboten?«

Mario tat ganz unschuldig. »Verboten? Wieso verboten? Hat hier jemand verboten gesagt? Er merkte schnell, daß er damit nicht durchkommen würde.

»Ach, *verboten* meinen Sie«, sagte Michas erleichtert. »Das ist doch Jugendsprache.«

»Der Ausdruck *verboten* findet in der Jugendsprache Anwendung, wenn die noch nicht volljährigen Sprecher ihrer Begeisterung Ausdruck verleihen wollen«, sagte Brille, der schon so viel gelesen hatte, daß er sich nicht nur die Augen verdorben hatte, sondern auch mühelos arrogant lange Sätze sprechen konnte. »*Verboten* ist demnach ein Wort, das Zustimmung ausdrückt.«

»So wie *dufte* oder *prima*«, meinte Wuschel, der so genannt wurde, weil er aussah wie Jimi Hendrix.

»Sehr beliebt in der Jugendsprache sind auch die Ausdrücke *urst* oder *fetzig*«, sagte Brille.

»Die aber auch nur dasselbe meinen wie *stark*, *geil*, *irre* oder eben – *verboten*«, erklärte der Dicke. Alle nickten eifrig und warteten ab, was der ABV dazu sagen würde.

»Jungs, ihr wollt mich wohl für dumm verkaufen«,

sagte der. »Ich glaube eher, daß ihr euch darüber unterhalten habt, daß es total verboten ist, einen Reisespaß, den eine Bürgerin der BRD verloren hat, nicht abzugeben, wenn man ihn findet.«

»Nein«, sagte Michas. »Das heißt ja – also wir wissen natürlich, daß es total verboten ist, einen Reisespaß, den man findet, nicht abzugeben. Aber darüber haben wir uns nicht unterhalten, Herr Wachtmeister.«

»*Obermeister*!« belehrte der ABV streng. »Ich bin kein Wachtmeister, sondern Obermeister. Das ist ein Unterführerdienstgrad. Erst ist man Oberwachmeister, dann Hauptwachmeister, Meister und Obermeister. Aber nächste Woche werde ich Unterleutnant. Das ist ein Offiziersdienstgrad.«

»Das ist ja interessant. Herzlichen Glückwunsch!« sagte Michas, der erleichtert war, daß der ABV ver-gessen hatte, weshalb er eigentlich auf dem Platz war. Anstatt dem *Verbotenen* nachzugehen, deklamierte er Dienstgrade herunter.

»Nach Unterleutnant kommt Leutnant, Oberleutnant, Hauptmann, Major, Oberst – alles Offiziersdienstgrade.« Michas haute Brille in die Seite, der ausgerechnet jetzt, als sich die Laune des ABV beserte, Luft holte, um dessen Pluralbildung zu korrigieren.

»Dann die Generalsdienstgrade: Generalmajor, Generaloberst, Generalleutnant, Armeegeneral – fällt euch was auf?«

»Es gibt 'ne ganze Menge Dienstgrade«, sagte Wuschel, der sich so wenig wie die anderen für Dienst-

grade interessierte. »Aber Ihrer scheint noch ziemlich weit unten zu sein.«

»Sie haben in Ihrer Karriere das Schönste noch vor sich«, vermutete der Dicke, der Wuschels Gedanken aufgriff und freundlicher formulierte.

»Nee, Jungs! Wenn ihr besser aufgepaßt hättet, dann hättet ihr selbst bemerkt, daß bei den Offizieren der Leutnant weit *unterm* Major ist, obwohl dann, bei den Generälen, der Generalleutnant überm Generalmajor steht.«

»Wie ist denn das möglich?« fragte Mario ungläubig.

»Die Letzten werden die Ersten sein«, sagte Brille. »Das steht ...« Er sprach nicht weiter, weil ihn Micha wieder in die Seite haute.

»Nächste Woche werde ich Unterleutnant, und dann wird hier durchgegriffen«, sagte der ABV entschlossen. »Wenn einer von euch einen Reisepaß einer BRD-Bürgerin findet, ist der bei mir abzugeben. Verstanden?«

»Wie heißt sie denn, die BRD-Bürgerin?« fragte Brille, der es wieder ganz genau wissen wollte.

»Ihr habt natürlich jeden Reisepaß, den ihr findet, bei mir abzugeben. Aber der Paß, der verloren wurde, gehört einer Helene Rumpel. – Wie heißt die BRD-Bürgerin?«

»Helene Rumpel«, antwortete Mario. Mario hatte die längsten Haare und galt deshalb als der Aufässigste. Wenn Mario dem ABV brave Antworten gab, dann konnte der ABV das Gefühl haben, daß er sich auf dem Platz durchgesetzt hatte.

»Genau, Rumpel, Helene«, wiederholte der ABV, und die Jungs nickten. Dann wollte der ABV gehen, aber nach drei Schritten fiel ihm noch was ein, und er kam zurück.

»Und was war das vorhin für ein Lied?« fragte er lauernd, suchte die Start-Taste des Recorders und *Moscow, Moscow* begann von neuem. Micha rutschte das Herz in die Hose. Der verbotenste der verbotenen Songs! Der ABV hörte zu und nickte schließlich mit Kennermiene.

»Wessen Tonträger?« fragte der ABV. »Na? Wem seine Kassette ist das?«

»Eigentlich ist das meine«, sagte Micha.

»Aha! Die nehm ich mal mit. Ich leg nämlich selbst auch ganz gerne auf, im Kreise der Kollegen.« Micha schloß vor Entsetzen die Augen, als er sich *das* vorstellte. Er hörte nur noch, wie der ABV im Gehen munter rief: »Na, Jungs, so ein Hobby hättet ihr mir bestimmt nicht zugetraut, oder?«

Nach einer Woche war der ABV nicht vom Obermeister zum Unterleutnant befördert, sondern zum Meister degradiert worden. Und er begann, Micha zu schikanieren, indem er sich von ihm immer den Personalausweis zeigen ließ. Wann immer Micha ihm über den Weg lief, hieß es: »Guten Tag, Meister Horkefeld, Fahndungskontrolle. Ihren Personalausweis bitte.«

Die ersten Male nahm Micha das Wort *Fahndungskontrolle* sehr ernst und vermutete, daß *Moscow, Moscow*-Hörer früher oder später auf die Fahndungslisten kommen. Später reimte er sich

zusammen, daß der ABV tatsächlich *Moscow, Moscow* im Kreise der Kollegen gespielt hatte, vermutlich sogar auf dem großen Polizeiball anläßlich der Beförderungen. Und da *Moscow, Moscow* so unbeschreiblich verboten war, mußte es im Festsaal einen Riesenskandal gegeben haben. Micha konnte sich die Szene gut vorstellen: Der Polizeipräsident persönlich wird nach vorn gestürmt sein, um mit einem Gummiknüppel auf die Lautsprecherboxen einzuschlagen, während der Innenminister seine Dienstwaffe gezogen haben wird, um mitten im Lied den Kassettenrecorder zu zerschleßen. Dann werden beide gleichzeitig dem ABV die beiden nagelneuen Unterleutnant-Schulterstücken wieder heruntergerissen haben. Daß es sich so, wenn nicht noch schlimmer, abgespielt hatte, mußte Micha vermuten, nachdem er viele Male erlebte, wie grimmig ihn der ABV bei den Ausweiskontrollen behandelte.

Wenn der ABV die Kasette mit *Moscow, Moscow* nicht an sich genommen hätte, dann wäre Michas erster Liebesbrief auch nicht in den Todesstreifen geflattert. Die Angelegenheit war kompliziert und ist demnach nicht leicht zu erklären, aber mit *Moscow, Moscow* hatte es im weitesten Sinne zu tun. Micha konnte sich nicht mal sicher sein, ob dieser Brief überhaupt an ihn war, und er konnte sich auch nicht sicher sein, ob dieser Brief von dem Mädchen war, von dem er für sein Leben gern einen Liebesbrief bekommen hätte.

Dieses Mädchen hieß Miriam, ging in die Parallelklasse und war ganz offensichtlich die Schul-

schönste. (Für Micha war sie natürlich auch die *Weltschönste*.) Sie war *das* Ereignis der Sonnenallee. Wenn sie auf die Straße trat, setzte ein ganz anderer Rhythmus ein. Die Straßenbauer ließen ihre Preßluftschlämmer fallen, die Westautos, die aus dem Grenzübergang gefahren kamen, stoppten und ließen Miriam vor sich über die Straße gehen, auf dem Wachturm im Todesstreifen rissen die Grenzsoldaten ihre Ferngläser herum, und das Lachen der westdeutschen Abiturklassen vom Aussichtsturm erstarb und wurde durch ein ehrfürchtiges Raunen abgelöst.

Miriam war noch nicht lange an der Schule, in die auch Micha, Mario und die anderen gingen. Niemand wußte etwas Genaueres über sie. Miriam war für alle die fremde, schöne, rätselhafte Frau. Strenggenommen war Miriam ein uneheliches Kind, aber auch das wußte keiner. Sie war ein uneheliches Kind, weil ihr Vater mit dem Auto einmal zu früh abgebogen war. Er war auf dem Weg zum Standesamt, wo er Miriams Mutter treffen wollte, die im achten Monat schwanger war. Die Hochzeit sollte in Berlin stattfinden, und in Berlin kannte sich Miriams Vater kaum aus. Er kam aus Dessau und bog falsch vom Adlergestell ab, fuhr die Baumschulenstraße hinunter und stand plötzlich mit seinem Trabi im Grenzübergang in der Sonnenallee. Er verstand überhaupt nicht, daß er an einem Grenzübergang war, deshalb schimpfte er herum, stieg aus und lief aufgeregt umher. »Ich will da aber durch!« rief er immer wieder. Es kam öfter vor, daß sich Autos in so

einen Grenzübergang verirren, und meist wurden sie ohne viel Aufhebens zurückgeschickt. Aber Miriams cholertischer Vater hatte ein solches Faß aufgemacht, daß sich die Grenzer gründlicher mit ihm beschäftigten. Er wurde so lange verhört, daß er den Termin auf dem Standesamt nicht mehr schaffte, und ehe es zu einem neuen Termin kam, wurde Miriam geboren. So war Miriam ein uneheliches Kind.

Als Miriams kleiner Bruder geboren wurde, war Miriam bereits klar, daß sich ihre Eltern trennen würden. Ihr Vater war nicht ganz dicht – wenn er mal ausgesperrt wurde, trat er die Wohnungstür ein oder er veranstaltete auf der Straße ein Riesengeschrei, was Miriam und ihrer Mutter wegen der Nachbarn unglaublich peinlich war. Als sich Miriams Eltern endlich trennten, wollte sich Miriams Mutter vor den belästigenden Nachstellungen von Miriams verrücktem Vater sicher fühlen – und so zog sie ans kürzere Ende der Sonnenallee. Sie vermutete ganz richtig, daß Miriams Vater diese Gegend sorgfältig meiden wird.

Miriams Verhältnis zu Jungs und zu Männern war völlig undurchsichtig. Brille sagte, Miriam verhalte sich wie jedes normal deformierte Scheidungskind – diskret, ziellos, pessimistisch. Sie wurde öfter gesehen, wie sie auf ein Motorrad stieg, das just in dem Moment vorfuhr, als sie aus dem Haus kam. Die Maschine war eine AWO, also *das* Renommier-Motorrad. Die AWO war das einzige Viertakter-Motorrad im gesamten Ostblock, und sie gewann obendrein durch ihren Seltenheitswert, denn sie wurde seit den

frühen sechziger Jahren nicht mehr gebaut. Daß Miriam auf eine AWO stieg, machte denen vom Platz klar, daß sie sich schon in einer ganz anderen Welt bewegte. Weder Micha noch Mario, Brille oder der Dicke hatten ein Motorrad oder wenigstens ein Moped, nur Wuschel hatte ein Klapprad. Und wenn einer von ihnen ein Moped oder gar ein Motorrad gehabt hätte, dann nur einen dieser aufdringlich knatternden Zweitakter. Selbst eine 350er Jawa, die immerhin zwei Zylinder hatte, kam längst nicht an den tiefen und ruhigen Sound der AWO heran. Der AWO-Sound mußte etwas Unwiderstehliches haben.

Wenn Miriam die Maschine vor ihrem Haus grummeln hörte, lief sie hinaus, begrüßte den Fahrer mit einem raschen Kuß – und weg war sie. Den AWO-Fahrer bekamen die vom Platz niemals zu Gesicht, denn er trug immer eine Motorradbrille.

»Vielleicht ist er gar nicht ihr Freund«, sagte Micha einmal. »Vielleicht ist es nur ...« Ihm fiel niemand ein, der täglich das schönste Mädchen abholt, sich von ihr mit einem Kuß begrüßen läßt und nicht ihr Freund ist.

»Vielleicht ist es nur ihr Onkel«, sagte Mario spöttisch. Mario war auch in Miriam verknallt, aber im Gegensatz zu Micha romantisierte er sie nicht. »Willst du mit ihr *geben*, oder willst du sie anbeten?« fragte er Micha einmal, und Micha antwortete wahrheitsgemäß: »Also erst mal will ich sie nur anbeten.« – »Aha, erst mal. Und dann, wenn erst mal vorbei ist?« fragte Mario. »Dann ... Dann will ich für sie sterben«, erwiderte Micha. Er dachte betrübt dar-

an, daß er noch längst nicht so weit war, mit einem Mädchen etwas anzufangen, wenn er sie nur anbeten und hernach nobel für sie sterben will.

Über Wochen und Monate brachte er es nie fertig, Miriam anzusprechen, und wenn sich die Gelegenheit hätte ergeben können, zum Beispiel bei der Schulspeisung, wenn sie plötzlich vor ihm in der Schlange stand, dann verkrümelte er sich wieder.

Allerdings versuchte Micha über Miriams kleinen Bruder immer wieder, alle möglichen Informationen herauszukriegen. Alle, die in Miriam verknallt waren – und das waren alle Jungs der oberen Klassen –, versuchten Miriams kleinen Bruder über Miriam auszufragen. Miriams kleiner Bruder war erst zehn, aber er wußte genau, was seine Informationen wert waren. Er ließ sich dafür sogar bezahlen, und zwar mit Matchbox-Autos. Wenn jemand von ihm etwas über Miriam wissen wollte, fragte er als erstes: »Haste 'n Metschi?« Das sprach sich schnell rum, und so wurden die Schüler der oberen Klassen zu Matchbox-Experten. Nur ihre Westerverwandten wunderten sich darüber, daß Fünfzehn-, Sechzehn- und zehnjährige zu Weihnachten den Lamborghini Countach oder den Road Dragster wünschten. Denn Miriams kleiner Bruder nahm nicht jedes Auto. Als ihm Brille mal einen langweiligen froschgrünen Kennel Truck andrehen wollte, verweigerte er die Auskunft. Es sollte schon ein Maserati oder Monteverdi Hai sein, und sie mußten auch einwandfrei federn.

Miriams kleiner Bruder war in einer weiteren Be-

ziehung privilegiert: Keiner wagte es, ihn anzufassen. Wenn ihm von den Gleichaltrigen Prügel drohte, konnte er sich auf Beistand der Älteren verlassen, und auch die taten ihm nichts, egal, wie unverschämt er wurde. Miriams Bruder war so unantastbar wie Miriam selbst.

Einmal, in einer echten Zwangslage, hat Micha dann doch versucht, Miriams Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Die »Zwangslage« bestand darin, daß er zu einem Diskussionsbeitrag verdonnert worden war. Sein Freund Mario hatte die Parole DIE PARTEI IST DIE VORHUT DER ARBEITERKLASSE!, die in großen Lettern im Foyer der Schule prangte, an der richtigen Stelle um ein A bereichert. Mario wurde dafür verpetzt; eine Petze, die jeden verpetzte, fand sich immer. Leider stand Mario auf so einer Art Abschußliste. »Noch so 'n Ding, und du bist fällig«, hieß es beim letztenmal, und da wurde er nur beim Rauschen erwischt. Und jetzt war er fällig – was immer das heißen sollte. Mario wollte Abitur oder mindestens eine Lehrstelle als Kfz-Mechaniker, aber plötzlich blühte ihm eine Karriere als Betonbauer, Zerspaner oder Facharbeiter für Umformtechnik. Doch als Marios Freund hat nun Micha das mit dem A auf sich genommen; vielleicht spielte dabei auch eine Rolle, daß sie gerade Schillers *Bürgerschaft* durchgenommen hatten. Ganz sicher jedoch hätte Michagerne in dem Ruf gestanden, verwegene Taten zu vollbringen. Und ein A an der richtigen Stelle in ei-

ner roten Parole anzubringen war eine verwegene Tat. Leider wußte weder Mario noch Micha, daß die Parole auf Lenin zurückging. Der Strick, der einem Übeltäter um den Hals gelegt werden sollte, wurde wie folgt gedreht: Wer Lenin beleidigt, beleidigt die Partei. Wer die Partei beleidigt, beleidigt die DDR. Wer die DDR beleidigt, ist gegen den Frieden. Wer gegen den Frieden ist, muß bekämpft werden – und wie es aussah, hatte Micha Lenin beleidigt. Deshalb wurde er von seiner Direktorin, die mit dem Namen Erdmute Löffeling gestraft war, zu einem Diskussionsbeitrag verdonnert.

Diskussionsbeiträge waren eine echte Strafe, obwohl sie eigentlich eine echte Ehre waren. Niemand wollte einen Diskussionsbeitrag halten. Jeder redete sich heraus. Dabei mußte durchklingen, daß man wirklich gern würde, aber leider, leider durch widrige Umstände daran gehindert sei. »Ich habe Hemmungen vor so vielen Menschen.« Es gibt bestimmt Bessere.« »Mir fällt nichts ein, was würdig genug wäre.« »Ich bin kein guter Redner.« »Ich hab keine Zeit, um mich vorzubereiten, meine Mutter ist krank.« »Ich durfte schon im letzten Jahr.« »Ich bin bestimmt heiser.« Micha allerdings konnte sich nicht herausreden. Er hatte gesündigt und mußte Reue zeigen. Sein Diskussionsbeitrag sollte heißen »Was uns die Zitate der Klassiker des Marxismus-Leninismus heute sagen«. Miriam hatte noch nie mit Micha zu tun gehabt. Er befürchtete, für Miriam »der mit der roten Rede« zu werden, wenn sie ihn ausgerechnet mit dieser Rede das erstmal wahrnimmt.

Micha mußte sich noch vorher bei Miriam in Szene setzen. Darin bestand die Zwangslage.

Er hatte zwei Wochen Zeit, und in diesen zwei Wochen war auch die Schuldisco. Die Schuldisco fand in den ersten Wochen jedes Schuljahrs statt, wenn noch niemand so viele schlechte Zensuren hatte, daß er nicht mehr ausgelassen sein konnte. Trotzdem kam nie Stimmung auf, denn die Disco endete schon um neun, und nur in der letzten halben Stunde war es in der Aula dunkel wie in einer Disco. Trotzdem hielt Micha die Schuldisco für die einzige günstige Gelegenheit, sich bei Miriam in Szene zu setzen.

Natürlich war die Schuldisco die ungünstigste Gelegenheit. Es kamen alle Jungs der oberen Klassen, und alle hatten ungefähr dasselbe vor. Wer allerdings nicht kam, war Miriam. Erst als Micha, Mario, Wuschel, Brille und der Dicke aus Langeweile schon die Etiketten an den Colaflaschen abgepopelt hatten, kam Miriam. Sie setzte sich neben ihre Freundin, und die beiden begannen zu schnattem, als hatten sie sich zehn Jahre nicht gesehen. Miriams Freundin wurde hinter vorgehaltener Hand »das Schrapnell« genannt, weil irgendein Lästermaul mal gesagt hat, daß ein Schrapnell ihr Gesicht verwüestet haben muß. Micha wußte, daß es ausgeschlossen war, jemanden zu finden, der mit ihm im Doppel auftritt und mit dem Schrapnell tanzt. Nicht mal Mario war dazu bereit; lange bevor Miriam kam und sich neben das Schrapnell setzte, sagte er zu Micha: »Ich weiß, daß du was gut hast bei mir – aber komm nicht auf die Idee, daß ich *d'le* betanzen muß.«

steckte er sich dort und beobachtete heimlich das Geschehen im Tanzsaal.

Micha sah auf zwei gegenüberliegenden Stuhlreihen ungefähr zwanzig gekämmte Herren einer gleichen Anzahl adretter Damen gegenüber sitzen. Dazwischen war die Tanzfläche mit der Tanzlehrerin, die erklärend Messer und Gabel hochhielt. Micha verstand, daß auf der Tanzschule nicht nur Tänzen gelehrt würde, sondern auch Benehmen überhaupt. Micha glaubte nicht die schlechtesten Manieren zu haben, weil er sich zum Beispiel vor dem Essen die Hände wusch und sich die Nase nicht am Ärmel abwischte.

Frau Schlooth, die Tanzlehrerin, war eine wasserstoffblonde, deutlich übergewichtige Dame auf Pennigabsätzen, die sich von zwei jugendlichen Turniertänzern in körperengeren Hosenanzügen assistieren ließ. Micha hatte bis dahin noch nie einen Schwulen erkannt; es gab bis dahin immer jemanden, der sagte, derundder sei schwul. Aber als Micha die beiden Turniertänzer sah, hatte er ein Bild vom Schwulsein – er taufte sie sogar *die Turniertanzschwuchteln*.

Frau Schlooth demonstrierte einen neuen Tanz, wobei sie abwechselnd mit der einen oder der anderen Turniertanzschwuchtel einige Schritte tanzte. Dabei zeigte sich, daß Frau Schlooth ihre nicht geringe Masse auch auf Pennigabsätzen in Schwung zu bringen wußte. Während sie den neuen Tanz in den Armen der einen Turniertanzschwuchtel ganz genau erklärte, beobachtete Micha auch die ste-

hengelassene Turniertanzschwuchtel, die jeweils guckte, als gelte es, den eifersüchtigen Blick zu üben.

Als die Demonstration abgeschlossen war, ging eine der Turniertanzschwuchteln zu einem Pult, hinter dem ein Plattenstapel vorbereitet war, und legte eine neue Platte auf den Plattenteller. Dann wurde Aufstellung genommen. Die Herren mußten sich erheben und die Damen auffordern. Micha wurde in dem Moment klar, daß Tanzschule auch bedeutet, daß er Miriam sehr, sehr nah sein wird, und wenn er kalte Finger, feuchte Hände, schlechten Atem oder schwitzende Achseln haben wird, dann würde sich das nicht verbergen lassen.

Während die Tanzschüler nun den neuen Tanz übten, was genauso lächerlich aussah, wie Micha es sich immer vorgestellt hatte, korrigierte Frau Schlooth die Paare individuell. Die Turniertanzschwuchteln trennten manchmal ein Paar und tanzten mit jeweils beiden Tanzschülern weiter, als eine Art praktische Unterweisung. Das bedeutete, daß immer einer von zwanzig Herren mit einer der Turniertanzschwuchteln tanzte. Das war ein dicker Hund, fand Micha. Übrigens tanzten die getrennten Paare nach ihrer Zusammenführung kein bißchen besser. Das konnte Micha gut verstehen: Auch er würde, wenn er mit einem Mann tanzen müßte, vor lauter Verkrampfung nichts lernen.

Frau Schlooth ließ die Paare nach jedem Lied wechseln, indem die Herren immer eine Dame weiterrücken mußten. So hatte jeder der Tanzschüler in

laune auf die Schulter: »Aber ich hatte noch nie Krebs. Und während wir den Sozialismus aufbauen, fürchten sich eure vor Krebs, oder sie bauen Radies, die kein Mensch bedienen kann. Haha, die haben doch keine Schangse!«

Heinz nickte und überlegte, sich mit erhobener Kampfesfaust zu verabschieden, aber er ließ es bleiben, weil es vielleicht als Drohung verstanden wird. Wieso sich Kommunisten überhaupt mit erhobenen Fäusten grüßen, hat Heinz nie begriffen.

Heinz hätte das Sabines Aktuellen und Par- teibürgen gefragt, aber der war nicht mehr aktuell. Sabines aktueller Aktueller war beim Theater, ein Kulissenschieber mit Ambitionen. Er wollte Regisseur werden. Obwohl er es noch längst nicht war, sprach er schon von »meinen Schauspielern« und davon, daß Schauspieler Ton in den Händen des Regisseurs sind. Herr Kuppisch fragte: »Wieso Ton? Wieso nicht *Knete*?«

Als Heinz mit seiner Kekstrolle im Hosenbein vor- sichtig die Treppen hochstieg, hörte er Sabine die Zeile »... auf Mordgedanken und entweibt mich hier ...« aus *Macbeth* deklamieren. Sie arbeitete schon zwanzig Minuten an dieser einen Zeile, aber da sie in der Badewanne saß, erlag ihr Ausdruck immer wieder einer kontextualen Brechung.

Wenn Heinz bei der Familie seiner Schwester zu Besuch war, geschah fast immer etwas, was ihn schockierte. Dieses Mal stockte Heinz der Atem, als er seine Schwester begrüßte. Frau Kuppisch machte sich vor dem Spiegel zurecht, aber sie schien auf

einen Schlag zwanzig Jahre gealtert. Herr Kuppisch, der wieder verzweifelt am Ausziehtisch hantierte, kommentierte grimmig: »Jede Frau tut etwas, um jün- ger auszusehen, nur meine will offenbar älter aus- sehen!«

Als sich Heinz wieder gefangen hatte, wies er auf den Killer-Asbest hinter der Heizung und antwor- te Herrn Kuppisch: »Sei froh, daß du sie noch so er- lebst, denn so alt, wie sie aussieht, wird sie nie, und selbst wenn, würdest du es nicht erleben!«

Frau Kuppisch konnte dieses Thema überhaupt nicht leiden. »Heinz, hör auf damit, das macht den Mischa nur verrückt.«

Micha protestierte. »Mama, warum nennst du mich andauernd *Mischa*? Ich heiße Michal!«

»Komm, das kann nicht schaden. Mischa ist rus- sisch, und du willst in der Sowjetunion studieren!« »Deshalb mußt du mich doch nicht Mischa nen- nen! Ich sag doch auch nicht Mamutschka.«

»Wieso, ist doch nicht schlecht, wenn alle den- ken, daß wir Freunde der Sowjetunion sind«, sagte Frau Kuppisch.

»Trotzdem! Nicht Mischal! Das klingt wie ...«

»Wie Mörtelmischer«, sagte Heinz.

Sabine unterbrach ihre Proben an *Macbeth* und schrie aus dem Badezimmer: »Nenn ihn Mihihscha, mit rrruuhsischer Seelje«, rief sie, so russisch sie konnte. »Wie Puuuhschkin. Oder Tscheechow.«

»Ras, dwa, tri – Russen wer'n wir nie!«, schrie Heinz Richtung Badezimmer zurück.

»Heinz! Nicht vor dem Jungen!«

le so schlecht, daß nicht mal die wichtigen Wahlergebnisse nach Berlin telefoniert werden konnten. Und die Westpresse mutmaßte, etwas über eine parteinterne Opposition, die mit der Verschleppung der Auszählung die Wahlorganisatoren wie einen Bären am Nasenring vorführte. Und Pik Müggelberg hatte an allem schuld. Er wurde zu einem Diskussionsbeitrag verdonnert, den er auf dem nächsten Parteitag halten sollte. Der war eineinhalb Jahre später, kurz bevor Bernd, Thomas und die anderen aus der Armee entlassen würden. Bernd sagte: »Ich hab nie gedacht, daß ich mich so auf einen Parteitag freuen kann!«

Das war einer der letzten normalen Sätze, die er sprach, danach wurde er immer unverständlicher – obwohl er ganz zweifellos deutsch sprach. Kurz bevor Bernd aus der Armee entlassen wurde, fragte ihn Frau Kuppisch beim Essen: »Na, Bernd, nun erzähl doch mal, wie es ist bei der Armee. Wir können uns das doch gar nicht so richtig vorstellen.«

Bernd kaute, schmatzte und schluckte seine Bissen hinunter, während er redete. Die ganze Familie hörte ihm gebannt zu, aber sie erkannten ihn nicht wieder. Niemand verstand ein Wort. Erst dachten sie, es liegt daran, daß Bernd mit vollem Mund spricht, aber je länger er redete, desto klarer wurde, daß er sich bei der Armee eine völlig eigene Sprache angeeignet hatte. »Effi sein kein Seil«, begann er. »Die Nüsse! Wer putscht, kriegt Hütte weiß. Der E schaukelt sich die Eier, und wenn so 'n Buffi kommt, so 'n Tagesack, der 'n ganzen Container mit sich

rumschleppt und sich feiern läßt, so beim Moschen Schnuffi am Mann, dem zeigt der E sein Maß und läßt'n wegtreten. Als Effi mußte dich drehn, und wenn der Guffti sich uffschießt und 'n Spruch macht wegen Hände im Bunker, dann zieh 'n Finger, oder du bist voll bebrillt mit drei Tage Blick in Küchen-spind. Na ja, der Resi sagt nur: Sechsmal Kuchen, und ihr könnt mich suchen. Schnee weg, E weg. Die Säcke stinken dermaßen ab. Auf meine letzten Tage VKU beantragt, aber so 'n Raupenschlepper im Stab gibt mir nur 'n KU. Weißt du, wie lange so 'n Batzen noch Abfahrten geben kann?«

Die Kuppischs waren wie erstarrt, als sie ihm zuhörten. »Was hat die Armee aus dir gemacht, Bernd?« fragte Frau Kuppisch, den Tränen nahe. Bernd winkte ab und sprach nur noch einen Satz: »Vor uns kamen Tausende, und nach uns kommen Millionen.«

Von wegen. Mario und die Existentialistin glaubten nicht daran, daß es ewig weitergehen würde. Sie arbeiteten mit Hochdruck an ihrem Plan, »denen das Land unterm Arsch wegzukaufen«. In der Wohnung der Existentialistin hing eine große Karte, vor der die beiden oft überlegten, wie sich das Vorhaben am besten umsetzen ließe. Es gab drei Taktiken: Vorrücken, Einschnüren oder Perforieren. Vorrücken bedeutete, die Landkäufe müssen wie eine Frontbewegung stattfinden. Ob im Osten, Westen, Süden oder Norden begonnen wird, ist egal. Es wäre schwierig zu organisieren, aber äußerst erfolgreich, denn jeder wüßte recht schnell, ob er in einem be-

Micha war sprachlos – die Idee war genial. Er mußte mit dem Schlauch nur oft genug an der Stelle harken, wo ungefähr der Brief lag. Irgendwann würde sich der Brief am Ende des Rüssels festsaugen. Micha holte sofort einen Staubsauger und eine Kabeltrommel aus seiner Wohnung. Wuschel mußte ihm helfen, obwohl er gar nicht wollte.

In dieser Nacht waren alle ein bißchen mehr aufgekratzt als sonst, vielleicht weil Vollmond war. Die Existentialistin, die mit Mario durch die Stadt wanderte, hielt Tiraden wie schon lange nicht mehr. »Mann, ick kann dir sagen, ick hab ja so wat von die Schnauze voll. Mann, ick bin Malerin, aba wat sollst'n hier maln? Du brauchst nur eene Farbe, dit is Grau, du hast nur een Jesicht, dit hat's satt. Eh, weefste, ick hab ma vonne Freundin von drü'm so Farben jekricht, uff die hier alle scharf sind, weil die so leuchtend und so wat weefß ick sind. Eh, ick sach dir, ick konnt ja nischt damit anfang'! Wat sollst'n maln mit so bunte Farben? Eh, ick sach dir, die schafen hier noch die Farben ab. Wenn jetzt schon dit Rot von die Fahnen verblaßt, ick sach dir, denn machen die ernst! Keen Wunda, des alle abhaun hier. Und wer noch nich abjehaun is, der will abhaun. Und wer noch nich abhaun will, der wird och noch dahintakomm. Und der letzte macht det Licht aus.«

In dem Moment ging wie durch ein Wunder tatsächlich überall das Licht aus. Mario und die Existentialistin standen im Dunklen. Es war ein gewöhnlicher Stromausfall, aber er kam aufs Stich-

wort, und er passierte im Grenzgebiet. Das war noch nie passiert – ein Stromausfall im Grenzgebiet. Der Existentialistin wurde dabei so unheimlich, daß sie zu schluchzen anfang und sich Mario um den Hals warf.

»Scheiße, Mario. Jetzt sind wir hier echt die letzten. Se ham uns vajessen. Du läßt mich doch nicht allein. Mich – und das Baby.«

Mario glaubte nicht richtig zu hören. »Das Baby?« fragte er. Sie nickte. So erfuhr Mario, daß er Vater wird.

Zu dem Stromausfall kam es genau in dem Augenblick, als der Grenzer die komplizierte japanische Hi-Fi-Anlage an das ostdeutsche Stromnetz anschloß. Es gab einen Kurzen – und das Licht im gesamten Wohngebiet und im Todesstreifen erlosch. Es wurde zappenduster. Der Grenzer, geübt in Verschwörungstheorien, durchschaute blitzartig, daß die japanische Hi-Fi-Anlage eine Art Trojanisches Pferd war, daß sie einzig und allein dazu dem Zoll in die Hände gespielt worden war, um einen Stromausfall zu verursachen. Und deshalb löste der Grenzer sofort Großalarm aus. »Grenzalarm!« schrie er und schoß Leuchtmunition in den Himmel, wo der Vollmond stand, an dem es wohl lag, daß in jener Nacht alle etwas aufgekratzter waren als sonst.

Als die erste Leuchtmunition in den Himmel geschossen wurde, stiegen Herr und Frau Kuppisch aufs Dach, um das Schauspiel besser verfolgen zu können. Sie legten die Arme umeinander und rie-

Am Abend wurde Heinz auf dem Friedhof in Baumschulenweg unter einer Kastanie beerdigt. Die Formulierung »Die Beisetzung fand in aller Stille statt« hat nie so sehr gestimmt wie bei diesem Begräbnis, obwohl sich alle vom kürzeren Ende der Sonnenallee versammelt haben, sogar der ABV und der Grenzer. Die Totenrede war sehr kurz. »Heinz«, sagte Herr Kuppisch feierlich, »du warst nicht nur unser Schwager, Bruder und Onkel – du warst unsere Westverwandtschaft!«

Sie schütteten das Grab mit Erde zu und gingen nach Hause. Unterwegs redeten alle miteinander. Nur Micha beteiligte sich nicht an den Gesprächen. Er überlegte, was er mit seinen Tagebüchern machen soll. Er hatte Miriam nur den allerersten Tag seiner Eintragungen vorgelesen, aber das Beste sollte noch kommen. Ob ich Schriftsteller werde? fragte er sich. Nee, dachte er, wie soll ich denn das beschreiben, ohne daß meine Leser mit dem Kopf schütteln? Wenn ich nur höre, mit welcher Wichtigkeit die über alles reden: Die Existentialistin erzählte Mario von einem neuen Buch über Kindererziehung, das im Westen erschienen ist, und wollte ihr Kind, wenn es geboren ist, wie einen Yequana-Indianer aufwachsen lassen. Der ABV ließ jeden wissen, daß er bestimmt zum nächsten Jahrestag befördert wird. Wuschel sagte, daß es im Centrum am letzten Freitag Lizenzen gab. Herr Kuppisch wiederholte zum fünftenmal, daß es ein Glück war, daß sie zur Wahl gegangen sind, denn sonst hätte Frau Kuppisch bestimmt nicht in den Westen gedurft.

Und ob es was zu bedeuten hat, daß die Alschers aus dem dritten Stock das Hausbuch führen – die sind garantiert bei der Stasi ...

Mensch, was haben wir die Luft bewegt, schrieb Micha später. Es wäre ewig so weitergegangen. Es war von vorn bis hinten zum Kotzen, aber wir haben uns prächtig amüsiert. Wir waren alle so klug, so belesen, so interessiert, aber unterm Strich war's idiotisch. Wir stürmten in die Zukunft, aber wir waren so was von gestern. Mein Gott, waren wir komisch, und wir haben es nicht einmal gemerkt.

Es wäre ewig so weitergegangen, aber es ist was dazwischengekommen.

Mario und die Existentialistin hatten einen alten Traubi gekauft, aber solange Mario keine achtzehn war, durfte er nicht fahren, und selbst wenn, hätte er erst die Fahrschule machen müssen, was nicht so einfach werden würde, denn er hatte schon wieder lange Haare. Aber dann wollte Mario sich sein Geld als Schwarztaxifahrer verdienen. Es gab ja kaum Taxis, und schon gar keine, wenn man eins brauchte, und wer ein Auto hatte und Geld brauchte, fuhr Schwarztaxi. Und bald würde er Geld brauchen, denn die Existentialistin war schon im achten Monat.

Mario beschäftigte sich von früh bis spät mit dem Wagen. Nichts an diesem alten Trabant funktionieren; buchstäblich alles mußte repariert werden. Seitdem sie den Wagen hatten, sah die Existentialistin nur Marios Füße. »Wie kann ein so einfaches Auto

nur so oft kaputt sein!« rief sie eines Tages aus, und als Mario sie beschwichtigte »Nein, das ist nur die Überwurfmutter der Dichtungsmuffe, die verkannt manchmal am Mitnehmeritzel ...«, setzten die Wehen ein.

»O Gott, Mario, es geht los!« rief die Existentialistin. Mario kroch unter dem Wagen hervor. »Geh ans Telefon! Ruf ein Taxi!« rief die Existentialistin.

»Hier gibt's kein Telefon! Hier gibt's kein Taxi! Ich fahr dich!«

»Womit?« fragte die Existentialistin verzweifelt, aber im selben Moment ahnte sie, was Mario meinte. »Mario, wir haben das Ding schon sechs Wochen, aber der ist noch nicht einen Meter gefahren!«

»Dann wird's aber Zeit!« rief Mario, drehte den Zündschlüssel herum, und tatsächlich – der Motor startete! »Das kann eigentlich gar nicht sein«, murmelte Mario. Er setzte die Existentialistin auf den Beifahrersitz, schloß die Tür und bretterte aus der Tordurchfahrt, wo er eben noch den Wagen repariert hatte. Es regnete in Strömen, es goß wie aus Kübeln. Als der Wagen auf die Straße schoß, verlor er an der Bordsteinkante den Auspuff samt Schalldämpfer. Der Wagen knatterte zum Götterbarmen. Das Kind würde einen Schaden fürs Leben haben, fürchtete die Existentialistin. Im Trabi geborgen zu werden ist so schlimm wie bei einem Luftangriff zur Welt zu kommen. Mario war nicht so rücksichtsvoll. Er schrie begeistert gegen den Lärm an: »Sogar der Scheibenwischer funktioniert, hast du das gesehen?«. Für solche Feinheiten interessierte sich

die Existentialistin nicht, sie wollte dem knatternden Inferno entinnen, ehe ihr Kind zur Welt kommt. Doch plötzlich sollte die Fahrt zu Ende sein. Ein Verkehrspolizist stand mitten auf der Straße.

»Lassen Sie uns durch!« rief Mario. »Wir bekommen ein Baby!«

»Stellen Sie den Motor ab«, sagte der Polizist. »Erst lassen wir die sowjetische Delegation passieren.«

»Nein«, rief Mario, »wir kriegen das Baby jetzt!«, legte wieder den Gang ein und schoß auf die Magistrale. Später sagte er denen vom Platz: »Wenn deine Freundin in den Wehen liegt, dann kennst du keinen Staatsbesuch.«

Als Mario auf die Hauptstraße bog, passierte ihn die Delegation; dreizehn Staatskarossen rasten mit Höchstgeschwindigkeit stadteinwärts. Aber Mario war schneller. Bald hatte er den letzten Wagen erreicht, und dann begann er nach und nach alle Staatskarossen zu überholen. Die Existentialistin lag schweißgebadet auf dem Beifahrersitz und war schon mitten in den Wehen. Als Mario fast die gesamte Kolonne überholt hatte, schertten zwei Wagen aus und nahmen Marios Trabi in die Zange, so daß er anhalten mußte. Mario würgte den Motor ab. Er versuchte, sofort wieder zu starten, aber es mißlang. Er stieg aus und stand im strömenden Regen. Die Existentialistin wimmerte und keuchte. Mario fühlte sich so hilflos wie noch nie, und in seiner Verzweiflung fiel ihm nichts anderes ein, als bittende und flehende Gesten in Richtung der verdunkelten Staatskarossen zu machen. Tatsächlich öffnete sich

eine Wagentür, und einer der Russen stieg aus. Er hatte ein großes Muttermal auf der Stirn, was ihn im ersten Moment furchterregend aussehen ließ. »Bittel!« sagte Mario tapfer. »Wir kriegen ein Baby!« Der Russe machte nur eine Handbewegung zum Himmel – und augenblicklich hörte es auf zu regnen. Dann beugte er sich ins Auto, wo die Existentialistin in den Wehen lag. Sie stöhnte und schrie. Der Russe hantierte im Wageninneren herum, und ein paar Augenblicke später kam er wieder aus dem Auto und hielt ein fertig gewickeltes Neugeborenes, das er Mario in den Arm legte. Nachdem der Russe beide Hände frei hatte, berührte er die Motorhaube des Tribis. Der Wagen sprang sofort wieder an.

»Das ist 'n Russe, der Wunder vollbringt!« rief die Existentialistin. »Frag ihn, wie er heißt!«

Mario fragte ihn aufgeregt: »Kak tebja sawut?«, aber der Wunderrusse war schon mit einem Lachen in seinen Wagen gestiegen und weitergefahren.

Mario und Elisabeth standen mit ihrem Baby auf der Straße und sahen den Staatskarossen hinterher, und je weiter sich der Konvoi entfernte, desto deutlicher wurde den beiden, daß ihnen soeben etwas widerfahren ist, das ihnen niemand je glauben wird. Und auch ihr Kind wird größer werden und wachsen und fragen lernen und zuhören ... Aber die Dingen in diesem Land würde es wahrscheinlich genau so wenig begreifen wie seine Eltern.

Wer wirklich bewahren will, was geschehen ist, der darf sich nicht den Erinnerungen hingeben. Die menschliche Erinnerung ist ein viel zu wohliger Vor-

gang, um das Vergangene nur festzuhalten; sie ist das Gegenteil von dem, was sie zu sein vorgibt. Denn die Erinnerung kann mehr, viel mehr: Sie vollbringt beharrlich das Wunder, einen Frieden mit der Vergangenheit zu schließen, in dem sich jeder Groll verflüchtigt und der weiche Schleier der Nostalgie über alles legt, was mal scharf und schneidend empfunden wurde.

Glückliche Menschen haben ein schlechtes Gedächtnis und reiche Erinnerungen.